

## **Larisa A. Alexandrenko (Korobko)**

*Geb 13.11.1937 im Dorf Posadez, Rayon Plestschenizy (jetzt Logoisk), Gebiet Minsk*

Ich bin an der Grenze mit Polen geboren. Der Vater – Alexej (Nikolaewitsch) Korobko, diente dort als Leiter der Grenzwache, weil damals dort die Grenze war. Die Mutter arbeitete in der Schule. Wir waren zwei Kinder in der Familie, ich hatte den älteren Bruder Vitaliy (geb. 1936).

Die Mutter wurde, nach Abschluss der pädagogischen Fachschule in Orscha, hierher zur Arbeit in den unteren Klassen geschickt, aber da sie die belarussische Sprache gut beherrschte, arbeitete sie sofort in den oberen Klassen. Wenn ich die Mutter bat, mir etwas über meinen Geburtsort zu erzählen, sprach sie mir immer: «Sei stolz darauf, dass du in der Heimat des bekannten belarussischen Schriftstellers Zmitrok Bjadulja geboren bist».

Dann wurde der Vater zur Grenzabteilung in Timkovitschy versetzt (Das ist im Rayon Kopyl, Gebiet Minsk).

17.09.1939. Die Grenzabteilung in Timkovitschy beteiligte sich an der Befreiung von Westbelarus, und der Vater nahm uns nach Brest mit. Er diente in der 17. Rotbannergrenzabteilung in Brest. Ende 1940 wurde er zum Leiter der Grenzabteilung im Dorf Jazkovitschy (jetzt Bezirk Kamenezk, Gebiet Brest) ernannt. Er holte uns zu sich an die Grenze.

Die Mutter erinnerte sich an die Worte der Soldaten: «Was für einen Lebenslauf werden die Kindern haben!» Augenscheinlich, weil wir in einer beängstigenden Zeit lebten, und die Familie sehr geschlossen war. Die Mutter und der Vater nahmen immer zusammen an der Laienkunst teil. Die Soldaten mochten den Vater sehr und verehrten ihn.

Das ehemalige Gut, wo die Grenzwache eingerichtet werden sollte, wurde renoviert, und wir wohnten in dieser Zeit im Dorf Jazkovitschy im Hause eines hiesigen Bauern, und dann – schon auf der Grenzwache. Ich erinnere mich daran, wie der Vater mit mir Rad fuhr. Mit dem Bruder fuhr er nicht, als Strafe für irgendein Vergehen.

Am 22. Juni 1941 waren wir an der Grenze.

In meinen Erinnerungen werde ich Worte der Mutter und des älteren Bruder anführen, denn ich war bei Ausbruch des Krieges 3 Jahre und 7 Monate alt, und meine nahen Verwandten sind sich nicht mehr am Leben und ihre Erzählungen wird niemand mehr hören.

Als der Vater in Unruhe das Haus verließ, sagte er gerade der Mutter, sie solle mit uns zu ihren Verwandten ins Gebiet Witebsk fahren. Und er fügte noch hinzu: «Wenn etwas mir geschieht, die Sowjetmacht lässt euch nicht im Stich». Wir haben ihn nie wieder gesehen! Unsere Mutter konnte nicht mehr mit uns in ihre Heimat fahren, es gab nicht einmal ein Fahrzeug, um wegzufahren.

Nach der Erzählungen der Mutter, mussten wir den Wirten vieles von unseren Sachen geben, damit sie uns nicht wegjagten. Um nicht zu verhungern, verrichtete die Mutter bei den Bauern verschiedene Arbeiten – sie beherrschte alles.

Zu uns ins Dorf Jazkovitschy kamen noch einige Familien der Grenzsoldaten aus dem Ort Woltschin, wo die Kommandantur war, unter ihnen war die Familie des Oberleutnants Ignati (Iwanowitsch) Naumenko: Marija (Jakowlewna) Naumenko mit zwei kleinen Söhnen – Sascha und Shora.

Ein Jahr später, im August 1942, nachdem alle «östlichen Leute» enthüllt worden waren, verschleppten sie uns ins Getto.

Ich kann mich darauf besinnen. Deutsche und einheimische Polizisten banden unsere Habe zu großen Bündeln zusammen, auch mein schönes Sonntagskleidchen landete im großen Haufen. Wir weinten alle vor Angst, und die Mutter sagte: «Weint nur, kann sein, dass sie dann uns etwas übriglassen ». Sie setzten uns dann auf Fuhrwerke und brachten uns ins Getto des Städtchens Tschernawtschizy im Gebiet Brest. Welches Bild wir dort gesehen haben, darüber gibt es Erinnerungen von Marija (Jakowlewna) Naumenko, sie beschreibt die erlebte Furcht in einem Brief an unsere Mutter, mit der sie nach dem Kriegsende in Briefwechsel stand.

«Als man uns aus Jazkowitschy ins Getto brachte, siedelten sie uns in einem Haus mit zerbrochenen Fenstern und Türen an, mein Bruder Witja sagte weinend: «Meine Mutti, wir haben doch niemanden getötet, haben nie gestohlen, wofür sperrt man uns hier ein?» Wir haben alle geweint. Es war ein grauenhaftes Bild. Die Erinnerung daran ist fürchterlich: zwei Meter hoher Stacheldraht, Polizisten mit Maschinenpistolen an den Toren. Daran werde ich bis zum Tod denken.»

Anhand dieses Briefwechsels und persönlicher Treffen mit Marija Jakowlewna habe ich ihre Erinnerungen aufgeschrieben, obgleich sie sich nur mit Mühe bereit erklärte, über diese Zeit zu reden. Über diese Periode unseres Lebens gibt es im Museum der Gedenkstätte «Die Heldenfestung Brest» Erinnerungen meiner Mutter, und dort sind auch Ausweispapiere meines Vaters (Der Mutter gelang es sie zu vergraben und durch ein Wunder blieben sie erhalten), und im Museum werden Fotos meines Vaters ausgestellt.

Über Frauen und Kinder aus der Garnison in Brest und aus dem Grenzstreifen erschien das Buch der Schriftstellerin Grebenkina A.A. «Lebendiger Schmerz» (sie ist noch dazu gekommen, im Jahre 1986 Erinnerungen meiner Mutter unmittelbar vor ihrem Tod aufzuschreiben).

Aus der Periode des Aufenthaltes im Getto habe ich nur bruchstückhafte Erinnerungen, weil ich damals vierundeinhalb war. Und wir waren dort bis zur Befreiung mehr als zwei Jahre, deshalb erinnere ich mich an die Periode seit Ende 1943 bis 1944 schon besser. Haupterinnerung ist die Angst gewesen. Ich stelle mir klar den Stacheldraht vor, hinter dem wir uns befanden und von wo wir nicht weggehen konnten. Ich sehe – über das Pflaster, das sich blickhoch befindet, gingen Leute, ging ein Kind, das an den Füßen glänzende Gummistiefel trug. Und ich mochte so sehr auch solche haben! Ich erinnere mich daran, wie bei Kindern Würmer direkt aus dem Munde herauskamen.

Oft sahen wir morgens Blutflecke auf dem Schnee, und ich erinnere mich an Gespräche von Erwachsenen, dass in der Nacht Erschießungen waren. Das Schießen nachts war ein übliches Ding. Der Bruder erzählte, wie oft der Wagen ins Getto kam, den alle Gaswagen nannten. Manchmal (schon später, als sie begannen,

Müttern die Erlaubnis zur Arbeit im Radius von drei bis fünf Kilometern zu erteilen), wie mein Bruder erzählte, wurde Kindern erlaubt im nächsten Dorf zu betteln. Es kann sein, dass ich seitdem so einen Charakter habe: Ich bitte niemandem um etwas, und gebe mir Mühe Menschen zu helfen, mit allem, was ich kann.

Die Erzählung der Mutter geht mir nicht aus dem Kopf. Einmal kehrte sie von der Arbeit zurück und sah ein solches Bild: Ein Hilfspolizist fuhr auf dem Fahrrad vorbei, hinter ihm lief ein angebundenes Judenmädchen – ihm kam schon Schaum aus dem Munde. Dieses Bild, aus der Erzählung der Mutter, steht mir bis heute vor den Augen.

Ich erinnere mich daran, wie einmal Deutsche zu uns kamen, mit Frauen über etwas sprachen und Kindern Bonbons spendierten. Als die Mutter mich später fragte, an was ich mich aus dieser Zeit erinnere, erzählte ich ihr davon. Sie erklärte es so: Das war schon bei Kriegsende, die Deutschen zogen sich zurück. Einige ältere deutsche Soldaten kamen ins Getto, erklärten den Frauen, dass sie einfache Arbeiter wären, nicht kämpfen wollten und sagten: «Hitler kaputt, bald, so sagt man, werdet ihr befreit».

Die ganze Zeit hatte ich Angst, die Mutter zu verlieren, noch lange nach dem Krieg folgte ich ihr auf Schritt und Tritt.

Von den Kindern, die mit uns ins Getto waren, erinnere ich mich an Elvira Bolitschewa, Shenja und Alik Stscherbakow. Shenja war ein richtiger Rotschopf und sie war älter als wir. Auch gut erinnere ich mich an Shora – den Sohn von Marija (Jakowlewna) Naumenko, an die Kinder von Alexandra (Iwanowna) Klestschenok – Sina, Maja, Walja und den Sohn Ledik (das war die Familie des Direktors der Mittelschule in Tschernawtschizy).

An die Befreiung erinnere ich mich gut, ich war schon 6 Jahre und 8 Monate alt.

Es war der Sommer 1944. Schreckliches Getöse herrschte überall. Die Erwachsenen sprachen, dass unsere Artillerie zuschlug. In der Nacht hingen über Tschernawtschizy Leuchtfeuer, es war taghell. Dann begann der Artilleriebeschuss wieder.

Eines Morgens erwachten wir – es war still, nirgends waren Deutsche, nur einheimische Polizisten liefen kopflos hin und her. Alle liefen auseinander – in alle Himmelsrichtungen. Die Mutter und ich versteckten uns im hohen Gras hinter irgendeinem Haus. Wir saßen lange, und dann schickte die Mutter den Bruder sich erkundigen, was im Städtchen passiert. Der Bruder kehrte lange nicht zurück, die Mutter beunruhigte sich um ihn. Dann schlug er sich zu uns durch, er war außer Atem, und erzählte, dass ein Hilfspolizist ihn fing und fragte, wo die Mutter wäre, aber Witja konnte ihm entweichen. Ringsum waren Schüsse zu hören.

Am Tage kamen unsere Panzer nach Tschernawtschizy. Wir weinten vor Freude, als wir ihnen nachliefen! Das kann ich nicht vergessen... Und auf den Höfen sahen wir ein trauriges Bild – dort lagen unsere getöteten Rotarmisten. Einen behielt ich besonders gut im Gedächtnis – er hielt eine Gurke in der Hand.

Ich lief dem Bruder nach, und als ich über einen Zaun kletterte, fiel ich hin und schlug den Ellbogen des rechten Arms auf (Die Gelenkkapsel zerbrach in zwei

Hälften). Mich behandelte, wie die Mutter erzählte, der hiesige Arzthelfer «Soroka» (auf Deutsch – die Elster). Alle nannten ihn hier so. Wirklich hieß er Iosif (Ignatjewitsch) Sorotschinski, er rettete unsere verwundeten Rotarmisten schon in den ersten Kriegstagen, die dann nach Hause kamen. Einige von ihnen besuchten uns nach dem Krieg. Dem Arzthelfer wurde die «Tapferkeitsmedaille» verliehen. Die Mutter erzählte, dass sein großer Verdienst darin besteht, dass wir überlebten.

Nach der Prüfung, wer waren wir und woher wir stammten, fand die Mutter Arbeit in der Mühle, damit wir nicht hungerten, und dann, als man erfuhr, dass sie Lehrerin ist, bestellte man sie zu sich und schickte sie ab 01.09.1944 zur Arbeit in die Mittelschule Tschernawitschy.

Wegfahren, wie es einige, die am Leben geblieben sind, machten, konnten wir nicht, weil wir nicht wussten wohin. Auf die Briefe der Mutter, die sie den Eltern in den Rayon Dubrowno; Gebiet Witebsk schrieb, bekamen wir keine Antwort. Und nur im Frühling 1945 bekamen wir einen Brief von Verwandten der Mutter aus Slonim und erfuhren, wie sie dorthin gelangt waren.

Im 9 Mai 1945, als ringsum allgemeiner Jubel herrschte, umarmten wir uns zu dritt und weinten. Wir verstanden, dass wir den Vater nie mehr sehen werden. Im Sommer 1945 kam Tante Nastja zu uns nach Tschernawtschizy, sie ist Mutters jüngere Schwester und ebenfalls Lehrerin (später wurde ihr der Ehrentitel „Verdienter Lehrer der BSSR“ zuerkannt). Aus ihrer Erzählung erfuhren wir von der Tragödie, die unsere Familie betraf.

Es stellte sich heraus, dass das Heimatdorf der Mutter Rusany im Rayon Dubrowno von den Deutschen verbrannt wurde, und die Einwohner, darunter alle Frauen unserer Familie, zusammen mit vier Kindern, trieben die Deutschen vor sich her, und zwangen sie Schützengräben unter Beschuss auszuheben. Da waren sie im Herbst 1943 im Lager auf der Station Lesnaja, die sich im Rayon Baranowitschy befindet. Dann fanden sie sich irgendwie heraus und sie wurden von einer Familie im Dorf Tschemery bei Slonim beherbergt. Während dieser Strapazen starb ein Kind. Großvater Nikifor Sacharowitsch und der Mann von Mutters älterer Schwester der Elena – Trifon Schalatonin, die bei den Partisanen gekämpft hatten, fanden sie hier.

Von Slonim aus ging Trifon Schalatonin in den Krieg, und fiel bei Warschau. So blieb in unserer Familie nur der Großvater, Teilnehmer des ersten Weltkrieges und des Bürgerkrieges, am Leben, auch er starb bald nach dem Krieg.

In die Schule ging ich wegen der Krankheit erst 1945, und der Bruder Witja 1944, er wurde im Juli 8 Jahre alt. Ich bat, damit man mich in die Schule ließ, war aber zu krank, und die Mutter sagte, dass ein Militärarzt mich rettete.

Die Mutter bekam ein Stübchen bei der Schule, wo wir wohnten, und dann mussten wir bei Wirten wohnen, als der Direktor mit seiner Familie in die Schule kam, und wir mussten ausziehen. In Brest, wo wir früher wohnten, war die Wohnung schon belegt. Im Großen und Ganzen begann das schwierige Nachkriegsleben ohne Vater. Aber wir lernten gut, halfen der Mutter in allem, denn sie arbeitete doch in der Dorfschule.

Ich absolvierte die Mittelschule mit einer Silbermedaille und 1955 wurde ich an der historischen Fakultät der Belarussischen Staatlichen Lenin-Universität immatrikuliert, die ich 1960 beendete. Mein Dienstalter beträgt 38 Jahre. Ich bin Witwe, habe zwei Töchter und eine Enkelin.

*Minsk, 2010*  
*Übersetzt von Tatsiana Kruhlenia*